

# Selbst-Gegebenheit als Gottesgabe



## Response auf den Beitrag von Hans-Christoph Askani

Jürgen Werbick<sup>1</sup>

Der Beitrag von Hans-Christoph Askani verbindet aufs Glücklichste eine feine Phänomenologie des Gabe-Geschehens mit dem Versuch einer Neu-Erschließung der Rechtfertigungslehre, obwohl bzw. gerade weil er das Eine nicht um des Anderen willen entwickelt. Ich werde mich im Folgenden auf seine Ausführungen zur Rechtfertigungslehre beziehen, will aber nicht verhehlen, dass ich dabei „Gabe-theologisch“ zu argumentieren versuche. Dass ich das als katholischer Theologe tue, verweist natürlich auf die klassischen Kontroversen in der Rechtfertigungslehre, impliziert aber nicht, dass ich mich mit der Frage abgeben will, ob hier eine Kirchen-trennende Lehrdifferenz vorliegt. Ich bin davon überzeugt, dass dem nicht so ist. Aber darum soll es jetzt nicht gehen, sondern um eine – und eben nur diese – Rückfrage, die man vielleicht als Einwand gegen die reformatorische Gestalt der Rechtfertigungslehre verstehen müsste. Sicher bin ich mir hier nicht.

Die Rückfrage lautet: Artikuliert sich hier die Theo-Logie nicht zu Lasten der Anthropologie? Die Frage hat mit dem von Hans-Christoph Askani selbst erwähnten – und selbstverständlich nicht geteilten – Verdacht zu tun, die Rechtfertigungslehre vertrete ein „pessimistisches“ Menschenbild. Sie hat auch mit dem von Veronika Hoffmann mitgeteilten Eindruck zu tun, bestimmte Artikulationen der Rechtfertigungslehre blieben mit ihrer forciert an-ökonomischen Metaphorik der rechtfertigungstheologisch abgelehnten ökonomischen Logik und Metaphorik in bestimmter Negation verbunden.

<sup>1</sup> Jürgen Werbick ist Professor für Fundamentaltheologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Was ist mein Anliegen? Ich möchte zunächst zu einer Differenzierung der theologischen Anthropologie kommen, wie sie in der reformatorischen Rechtfertigungslehre vorausgesetzt scheint; und das bedeutet dann eben auch zu einer Differenzierung des Verständnisses des Menschen als eines Sünders und als Glaubender. Zu anspruchsvolleren Fragen werde ich in dieser kurzen Replik kaum kommen. Aber vermutlich sind das ja schon die anspruchsvollsten Fragen. Die Rechtfertigungslehre (ich erspare mir jetzt den Zusatz *reformatorisch*, weil ich nur von ihr sprechen will) identifiziert den nicht durch den Glauben gerechtfertigten Menschen ohne wenn und aber als Sünder: als Lügner (Jüngel), als einen im Letzten ich-bezogenen Menschen, der im Umgang mit allem auf den eigenen Nutzen bedacht ist und so auch mit Gott so (ver)handelt, dass etwas für ihn selbst herauspringt. In der Rechtfertigung des Sünders wird dieser aus der sündigen Verkrümmung in sich selbst herausgerissen und dessen vergewissert, dass Gottes Zuwendung schlechthin voraussetzungslos ist, so dass ein ökonomisches Kalkül Gott gegenüber schlechthin unangemessen und deshalb sinnlos ist. Es geschieht ihm die *promissio*, dass Gottes überreiche Selbstgabe ihm im Überfluss gibt, was er selbst niemals erlangen oder sichern könnte und doch immer sucht: sich selbst – aber nicht, um sich selbst zu „behalten“, sondern um das Gabe-Geschehen *über sich selbst hinaus* geschehen und anderen zugute kommen zu lassen.

Was gäbe es dagegen theologisch zu sagen? Vielleicht nur dies: Warum sollte man – um, von Gott so groß zu sprechen, wie es ihm gebührt – vom Menschen, seinem geliebten Geschöpf, kleiner sprechen als es ihm gebührt? Um Gottes Willen, der ihm doch so „leidenschaftlich“ zugeneigt ist? Man würde vielleicht sagen: Die Größe dieser Zuneigung erweise sich ja gerade darin, dass die, denen Gott sich so zuneigt, dieser Zuneigung ganz und gar nicht wert sind, weil sie durch und durch Sünder sind. Man mag sich theologisch mit solcher Ein-Seitigkeit – mit der Behauptung, das nicht-gerechtfertigte Menschsein sei eben nichts als Sündersein – gerechtfertigt sehen: Der Sünder ist von einer Grund-Verkehrtheit betroffen, er vollzieht sie in allem, was er ist und tut, so dass nichts an ihm vor Gott gut sein kann. Hat man damit den Menschen, so wie er faktisch vorkommt, im Blick? Oder nur eine theologische Deutung des Menschseins, die man zu brauchen meint, um von der Größe und Bedingungslosigkeit der Zuwendung Gottes zu den Menschen nicht zu klein zu reden? Wenn letzteres zutrifft, wäre die Frage unvermeidlich, ob die Rede vom Menschen eher funktionalisiert werden darf als die von Gott, ob sie theologisch funktionalisiert werden darf.

Ein Vorschlag zur Güte, ein Vorschlag, der sich über manche Umwege *Karl Rahner* verdankt; der Vorschlag lautet so: Der Mensch, wie er in der Rechtfertigungslehre vorausgesetzt und thematisiert wird, ist nicht der Mensch, wie er faktisch vorkommt, wie ihn eben auch die Anthropologie zu beschreiben

und zu verstehen sucht – ohne dass man theologisch sagen müsste, auch diese Anthropologie sei eben noch von der Lüge beherrscht, die aus menschlicher Grund-Verkehrtheit notwendig hervorgeht. Der Mensch ist – um es einmal so zu sagen – *iustus et peccator*: voller Egozentrik und ergriffen von der menschlich-allzumenschlichen Dynamik einer zutiefst menschlich-kreatürlichen Selbsthingabe, in der man theologisch schon Gottes Gnade am Werk sehen mag. Er ist für den beurteilenden Blick von innen und außen beides – mehr so oder mehr so, wer will das wissen. Er ist es, weil er – theologisch gesprochen – von Gottes Gnade erreicht ist, ohne dass er es selbst oder andere es wüssten: von der Gnade befreit zur liebenden Selbst-Vergessenheit und aufs Grausamste gefangengehalten von einer alles für sich funktionalisierenden Egozentrik; das Eine im Anderen, in diesem Äon kaum ablösbar vom Anderen und als solcher gerechtfertigt: von Gottes Geist aus dem Menschen-Zwiespalt zur Fülle eines versöhnten Lebens befreit.

Aber: *simul iustus et peccator*, gilt das denn nicht allein vom Gerechtfertigten in dieser Weltzeit? Vom Glaubenden, der sich von Gottes *promissio* aus seiner *incurvatio in se* hat herausrufen lassen? Wenn wir so reden, merken wir sofort, dass wir vom Glaubenden idealtypisch gesprochen haben – so wir vorher vom Sünder gegen-idealtypisch gesprochen haben. Das ist eben nicht der Mensch, wie er faktisch vorkommt, sich – ja – faktisch *vorfindet*, insofern er sich faktisch immer wieder neu in dem findet, worin er sich *sich selbst* gegeben erfährt. *Iustus* und *peccator*: das sind eben keine anthropologischen Begriffe, in denen der Mensch seine konkrete Situation wiedererkennen müsste. Es sind Hoffnungs-Begriffe: der Begriff dessen, wovor Glaubende sich gerettet wissen; und der Begriff der Rettung selbst, in die sich Menschen auf dem Weg zum Glauben und im Glauben als schon geschehen und endgültig geschehend „hineinzuglauben“ versuchen.

Auch die nicht reflexiv Glaubenden sind schon von Gottes Gnade erreicht – die explizit Glaubenden vom Unglauben heimgesucht, immer wieder in ihn hineingezogen: Wird jetzt nicht doch der ungläubige mit dem gläubigen Menschen heillos vermischt, so dass weder von Gott noch vom Menschen angemessen gesprochen werden könnte? Nein, jedenfalls so meine These; nein, es wird nur vom Menschen konkret gesprochen, so wie er faktisch vorkommt und sich erfährt, in seiner tiefen Ambivalenz, die ihn mitunter zur Verzweiflung bringen könnte, weil doch all „sein“ Gutes seins und doch wieder nicht seins ist und weil es gut und doch wieder nicht gut sein mag, sondern zutiefst egoistisch. Ist es dann theologisch-pastoral das Gebotene, ihm auf den Kopf zuzusagen, dass er ganz und gar Sünder ist und Gottes Gnadenurteil über sich sprechen lassen muss: sich zutiefst als Sünder verurteilen muss, um dem bedingungslos Rechtfertigenden glaubend und rechtfertigungstheologisch die ihm gebührende Ehre zu geben? Oder kann ihn die *promissio* herausfordern,

die ausweglose Ambivalenz seines Daseins und Wollens einem Gott anzuvertrauen, bei dem sie einen guten Ort findet, weil er den Menschen, der sich vor ihm einfindet, liebend würdigt? Die *promissio*, es auf den Glauben an die Überwindung seiner Zwiespältigkeit durch und bei Gott immer wieder neu ankommen lassen zu dürfen?

Worin liegt vielleicht die Güte dieses Vorschlags zur Güte? Darin, dass man sich theologisch eingesteht: Rechtfertigungstheologie ist bzw. enthält nicht eine Anthropologie des konkreten Menschen und seiner Selbsterfahrung. Aber sie will – in der Verkündigung – den konkreten Menschen dazu ermutigen, sich in der mehr oder weniger abgründig erfahrenen Ambivalenz seines Daseins und Wollens dem Gott anzuvertrauen, der diesen Zwiespalt heilen wird – und schon dabei ist, ihn zu heilen, damit der *iustus* gegenüber dem *peccator* mehr und mehr Kraft gewinne, zumindest die Kraft, dem *peccator* nicht das Feld zu überlassen. Kommt dann etwa nicht alles Gute von Gott? Wie denn nicht. Aber wir dürfen theologisch davon ausgehen, dass es im Menschen Frucht bringt und – so ist zu hoffen und zu bedanken – je schon Frucht gebracht hat; in dem Menschen, der von sich selbst gar nicht wissen kann, inwieweit er aus Gottes Kraft schon zu Kräften gekommen ist, dem Sündersein zu widerstehen. Gott krönt seinen guten Willen in den guten Werken, die uns möglich werden; in der Stärkung unseres Vertrauens zum Glauben an den Gott, der unseren Zwiespalt heilen kann. Wenn wir Glaubende werden, vergessen wir zu fragen, wer welchen Anteil und welches Verdienst daran hatte – wie und wann das konkret geschehen ist; vergessen wir diese sinnlose, ungläubige Frage; werden wir selbst-vergessen und selbst-dankbar, da wir nichts aus uns selbst haben und doch zum Glauben kommen, uns selbst leben und schenken dürfen, weiter-schenken dürfen. Jetzt müssen wir noch fürchten, dass das ein Danaer-Geschenk ist, da wir uns nicht wirklich als Gottes Geschenk leben. Wenn wir uns in dem Geschenk mitschenken, in dem er uns *uns* geschenkt hat und es immer neu tut, wird diese Furcht schwinden. Vielleicht, ja gewiss hat er schon damit begonnen. Er hat uns begonnen, damit begonnen, uns zu seinem Geschenk an andere zu machen, so dass wir uns annehmen können als das Geschenk, als das wir uns selbst geschenkt sind: zur Selbst-Vergessenheit.

Der Mensch ist immer schon in ein Gabe-Geschehen einbezogen: als Geschöpf wie als „möglicherweise“ Begnadeter. Das bringt Karl Rahners These vom *übernatürlichen Existential* zur Geltung. Als Sünder blockiert er dieses Gabe-Geschehen; als Liebender und Hoffender, gar Glaubender vertraut er sich ihm mehr oder weniger an. Wann ist er was? Das ist kaum verlässlich zu sagen. Verlässlich theologisch zu sagen wäre nur dies: Sein Einbezogenensein ist Gottes Werk und des Menschen Mit-Wirken, Geschehenlassen zumindest, Gott-gegebenes Mitwirken-Können, Sich-gegeben-Werden und Sich-Geben: das Eine im

Anderen, letzteres *aus* dem ersteren, göttlich-unendlich mehr als menschenmöglich, Gott-möglich.

Darf man theologisch so reden: in einer eher anthropologischen Perspektive, in der die abgründige Zwiespältigkeit des Menschen ins Auge fällt, gewiss auch ihre Heilungsbedürftigkeit ins Auge fallen kann? Muss die anthropologische Perspektive, um theologisch von Bedeutung zu sein, nicht Rechtfertigungstheologisch vertieft werden bis zu jener Radikalität, in der ganz eindeutig geredet wird: Vor Gott ist der nichtglaubende Mensch nichts anderes als Sünder – und der glaubende Mensch nichts anderes als der durch Glauben Gerechtfertigte, wenn auch Angefochtene? Meine Aufgabe war es, eine Rückfrage zu formulieren. Sie mündet in die Frage aus, wie Anthropologie und Rechtfertigungstheologie zueinander finden können. Vielleicht ist das auch die Frage, die in den ökumenischen Diskussionen zwischen lutherischer Rechtfertigungstheologie und katholischer Gnadenlehre bis heute lebendig geblieben ist.